27. August 1939 Nummer 196

In freier Stunde

Sohr, der Herr

Roman von Arno Franz

Auftakt!

Grete Kerst war Mamsell auf dem Kadenschen Gute in Finkenschlag gewesen und hatte den Knecht Friedrich Sohr geliebt, der durch Einheirat Herr dieses Gutes geworden war.

Er trägt ihren Rubinring noch heute neben Carla Kadens Trauring am Goldfinger der Rechten. Daß er ihn tragen sollte, hatte Grete beim Abschied gewünscht. Und diesen Wunsch respektierte er. Wie ein blutrotes Tränentröpfchen schimmert ihr Souvenier an seiner Hand.

Das nimmt er bestimmt mit ins Grab.

Grete war damals, vom Schicksal um all ihr Glück betrogen, verzweifelten Herzens nach Westpreußen zurückgekehrt, um dem verwitweten Vater in Steinpöhl die Wirtschaft zu führen.

Das war recht und schlecht eine Zeitlang gegangen, bis es eben nicht mehr gegangen war.

Ihre roten Wangen waren bleich geworden, die Augen müde und müde auch ihr Gang.

*

In Steinpöhl, im Garten des Kerstenschen Anwesens, steht ein Nußbaum, genau wie im Finkenschlager Garten auch. Unter dem saß Grete allein.

Immer allein.

Wie das anders gewesen war noch vor wenigen Monaten! Da hatte der Finkenschlager Walnußbaum freundlicher Zwiegespräche lauschen dürfen, auch ernster Worte und lustigem Lachen.

Der grüne Steinpöhler Riese sah nur bitterwehe Tränen Tag für Tag. Die weinte Grete still für sich in den sternklaren Nächten des beginnenden Herbstes.

Und ihr Vater, der treue liebe Alte, der um ihr Leid wußte, marterte sein Hirn, wie er ihr helfen könne. Und fand nichts.

Und grübelte und fand doch nichts.

Und war nicht minder verzweifelt darüber, als seine Margret es war!

Die um eigenes Leid wissen, verstehen auch fremdes Leid.

*

Der treue Alte war nicht nur ein lieber Vater, er war auch ein feiner Mensch. Er ehrte seiner Tochter Empfinden durch Duldung und Schweigen.

Einmal aber, als er gegen Mitternacht sein Mädel immer noch im Garten wußte, war er doch zu ihr gegangen und hatte gesprochen. Ganz eigene, sonderbare und gute Worte.

Und das war so gekommen:

Grete hatte unterm Baum gesessen. Regungslos, wie abgeschieden. Der blonde Kopf war gegen den Stamm gelehnt. Die Augen waren geschlossen. Die Hände lagen gefaltet im Schoß. Das schmerzvolle Antlitz hatte der Mond mit unirdischem Licht überflutet. Kalt und totenbleich!

Das hatte den Vater im Innersten erschreckt. Er hatte die Schweigende nicht zu berühren gewagt. Wie versteinert hatte er vor ihr gestanden. Ihm war gewesen, als ob er kein Ich mehr habe. Eine wahnsinnige Angst hatte ihn bedrückt gehabt.

Da hatte sie endlich die Augen geöffnet und der Vater hatte befreit aufatmen können.

Dann hatte er sie dringend gebeten:

„Komm' ins Haus, Margret. Komm'! — Morgen ist wieder ein Tag."

Und sie hatte leise gesagt:

„Und immer wieder ist einer", und noch leiser vollendet: „Wenn doch keiner mehr wär!"

Sie war ihm an die Brust gesunken.

Wie ein Hauch nur hatten sich die Worte von ihren Lippen gestohlen:

„Wenn ich ihn doch wiedersehen könnte! Einmal nur! Nur sehen! — O Gott, Vater", und in diesen Worten hatte der Welt ganzer Schmerz gelegen.

„Du wirst ihn wiedersehen", hatte der Alte die Verzweifelte getröstet. „Ich werde trachten, dich zu ihm zu führen. In seine Nähe wenigstens! Dort wirst du dich aufrichten und deine Wünsche werden schweigen lernen. Du wirst dir nichts vergeben. Ich weiß es, Margret. Und deshalb will ich dir helfen. — Nun komm' zu Bett. Es ist Mitternacht."

Sie hatte ihm dankerfüllt die Hand gedrückt und war vor ihm her ins Haus gegangen.

*

Am anderen Tag war der alte Kerst nach Finkenschlag gefahren, kurzerhand, ohne sich zu besinnen und ohne zu bereuen.

Sohr hatte ihn erfreut in die Arme geschlossen.

Später waren sie dann über die Felder gegangen und in Gottes freier Natur hatte sich keiner der beiden Männer beengt gefühlt. Da waren sie ja daheim.

Sohr hatte gewußt, daß ihn der Alte nicht zum Vergnügen besuchte. Das tat kein Bauer während der Ernte.

Ganz unvermittelt hatte Kerst denn auch gesagt:

„Ich will mich hier ankaufen", und Sohr war unwillkürlich stehengeblieben.

„Ankaufen?"

Kerst hatte bejaht.

„Setzen wir uns", hatte er gebeten. „Ich muß mit Ihnen reden."

Am Wiesenrain hatten sie sich niedergesetzt und der Alte hatte erzählt:

„Wir Kersts sind ein altes Geschlecht. Mein Urgroßvater saß schon auf Steinpöhl. Auf unserer Scholle stehen wir mit beiden Füßen seit dreihundert Jahren. — Sie wissen auch, was es für uns für unseren Stand und für unser Vaterland bedeutet, wenn die Bauern seßhaft bleiben und verbissen festhalten an dem, was sie ererbten. — Ich bin der Letzte meines Namens. Das hat Gott so gewollt. Nach mir werden andere auf meinem Gut sitzen. Es ist mir leid, aber es wird sein. Und da denke ich mir: ob das nun zehn Jahre früher oder später geschieht, ist gleich. Hab' ich recht, Herr Sohr?"

Der hatte zweifelnd den Kopf geschüttelt.

„Ich weiß nicht", hatte er gesagt. „Wenn ich den Grund kennen würde, der Sie zu dieser eigenartigen Ansicht bewegt, könnte ich vielleicht zu einem Urteil kommen."

Sohrs Gesicht war fremd und kühl geworden und der Alte hatte das Gefühl gehabt, als ob sich dessen Sympathien für ihn zu wandeln schienen.

Mochten sie!

In Steinpöhl litt eine Frau, die ihm als letzte der Seinen verbunden war. Das rechtfertigte sein Tun.

„Der Grund?", hatte der Alte gefragt. „Sollten Sie den nicht kennen? Oder doch ahnen? — Da steckt ein Ring an ihrem Finger, mit dem hat ein Weib ihr Herz dahingegeben. Nun kann es nicht leben und nicht sterben."

„Um Gottes willen, was sagen Sie da?"

„Es ist so. Reden wir nicht darüber. Aber sehen Sie mich doch mal an, Sohr. In die Augen, bitte!"

Das hatte Sohr getan.

Nach einer Weile hatte der Alte dann gesagt:

„Sie sind stark. Ihr Auge blickt klar. Ihre Stirn läßt auf Willen schließen, Ihr Kinn auf Energie. Ins Herz kann ich Ihnen nicht sehen. Deshalb muß ich fragen: Können Sie auch Mitleid meistern? Können Sie das?"

„Wenn es sein muß?"

„Es muß sein! Es muß unter allen Umständen sein! Und wenn es die Tränen aus den Augen preßt, muß es sein. — Sie ist mein einziges Kind, Sohr. Ich hab' außer ihr nichts weiter."

„Ich bin kein Schurke, Herr Kerst!"

„Das weiß ich. Unter Umständen ist aber Mitleid ein stärkeres Gefühl noch als Liebe!"

„Mag sein. Für mich nicht! Für mich stehen Achtung und Selbstachtung über jedem anderen Gefühl. Ich glaube das bewiesen zu haben, Herr Kerst."

Da hatte sich der Alte still beschieden und war froh geworden. So recht von Herzen froh.

Und so war er auch heimgefahren.

*

Nach Wochen schon hatte Kerst seinen Steinpöhler Besitz veräußert und sich in Großsteinau, das nur wenige Kilometer von Finkenschlag entfernt lag, angesiedelt. Er hatte sich einen Verwalter genommen, einen jungen Mann namens Erich Wetter, der einer in Steinau ansässigen Bauernfamilie entstammte.

Der junge Mann hatte das Unglück, als zweiter geboren zu sein und hatte deshalb wandern müssen.

Ein Bauerngut erbt immer nur einer. In der Regel der Aelteste und Verkäufe „erbteilungshalber" gibt es da kaum.

Der Großsteinauer Rittergutsbesitzer Harro Kaden, der Schwager Sohrs, hatte Erich Wetter dem alten Kerst empfohlen. Also hatte er ihn angestellt.

Und Erich Wetter hatte gearbeitet. Für Drei!

Wenn ihn die Müdigkeit zu überwältigen drohte, hatte er nur an die schöne stille Margret zu denken brauchen, um den Feierabend zu vergessen. Er hatte ihn immer vergessen, weil er immer an sie hatte denken müssen.

Und an ihre hundertfünfzig Morgen Land! Er hatte lange um sie zu dienen nötig gehabt. Nicht sieben Jahre, aber doch lange und treu.

*

Nach zwei Jahren schon war der alte Kerst arbeitsunlustig, klapprig, verdrossen und verstimmt geworden.

In Steinpöhl war er jung gewesen, in Steinau wurde er alt.

Er war wie ein entwurzelter Baum, den man in fremden Boden setzt. Er schien eingehen zu wollen.

Seine Gedanken waren daheim und daheim war in Westpreußen und nicht in der Mark. Von dort kam er nicht los. Er sah auf seinen Steinpöhler Wiesen seine Rinder weiden, er sah die schwarze fette Erde dampfen, sah, wie die breiten Brüste seiner schweren Pferde in den Sielen lagen, wenn sie die hochbeladenen Wagen heimwärts fuhren.

Kanarienvögel nannte er die Steinauer Gäule, die Erde Dreck, und wenn man von Wiesen sprach, lachte er. Das waren Blumentöpfe nach seiner Meinung und keine Wiesen.

Und erst die Menschen! O Gott!

Die Knechte waren Herren und banden sich zum Abend den Kragen um. Die Mädchen gingen in seidenen Fähnchen zum Tanz. Ueber Nacht rutschte man nach Berlin und hatte am Morgen nicht ausgeschlafen. Hier war alles verkehrt und umgewandelt.

Und Bauern gab es hier keine mehr. Es gab nur noch Gutsbesitzer und Landwirte.

Doch — drei Bauern waren unter dreitausend Agrariern, die gab es noch. Den Großsteinauer Kaden, den Finkenschlager Sohr und einen in Niederneidberg, der Liebetrau hieß. Das waren die einzigen.

Dort waren Herrschaft und Bedienstete noch eine große Familie. Dort standen Herr und Knecht noch treu zusammen, nicht gegeneinander. Und dort waren Felder und Pferde und Kühe noch „unsere" Felder und „unsere" Pferde und „unsere" Kühe. Und die Herrschaft war „unsere" Herrschaft und die Bediensteten waren „unsere" Leute. Dort sorgte sich noch eines um das andere.

Aber sonst? Auf allen anderen Wirtschaften?!

Nein, es war nicht schön in Großsteinau.

*

Und eines Tages, als es gar nicht mehr hatte gehen wollen, hatte der alte Kerst mit seiner Grete gesprochen. Er hatte keine Umstände gemacht und auch kein Hehl aus seinem Widerwillen gegen die märkischen Verhältnisse.

Dann hatte er fest und bestimmt gesagt:

„So! — Nun mußt du mir einen Gefallen tun, wie ich dir einen tat."

Grete hatte den Vater mit großen Augen angesehen. Sie war verwundert gewesen über seine Worte.

Seit wann rechnete der Vater auf? Seit wann stellte er Dienst gegen Dienst? Seit wann ward die Herzenshandlung für ihn zum Geschäft? Seit wann ließ er sich eine Guttat zurückerstatten?

Das hatte er früher nicht getan. In Steinpöhl ganz gewiß nicht. Er hatte geholfen, um zu helfen und geschenkt, um zu schenken. Dank war ihm stets peinlich gewesen.

Tue Gutes und wirf es ins Meer, im Salze wirst du es wiederfinden.

Diese Weisheit des Orients war auch die seine gewesen. Und heute tat er wie alle Finkenschlager und Steinauer taten, er hielt die Linke hin, weil die Rechte gegeben hatte.

Das mochte Grete gar nicht behagen.

„Welchen Gefallen soll ich dir tun?“ hatte sie gefragt.

„Heiraten“ — war die kurze Antwort gewesen.

Sie war zu Tode erschrocken.

Als Begründung seines Ansinnens hatte der Vater hinzugesetzt:

„Ich werde alt. Ich habe es satt. Ich mag nicht mehr. Meine letzten Lebensjahre will ich nicht an diesen dürftigen märkischen Boden setzen, der den Schweiß trinkt, aber nichts hergibt. Mich bindet hier nichts.“

„Und deshalb muß ich heiraten?“ hatte Grete gefragt.

Der Alte hatte genickt.

„Oder verkaufen“, hatte er geantwortet. „Von beiden eines.“

„Ich werde es mir überlegen“, hatte Grete erwidert und war hinausgegangen.

(Fortsetzung folgt)

Ein Besuch
im Hohnsteiner Festspielhaus

Von Kurt Herzog.

„So gern wir's täten“, sagt im schmucken Ausstellungsraum des Kasperhauses in Hohnstein im Sächsischen Felsengebirge die nie ermüdende Puppenschneiderin und zupft der Holländerpuppe am Häubchen und den steifnäsigen Hofdamen am Georgettekleidchen, „nein, diesmal geht es wirklich nicht. Das Festspielhaus hat 350 Plätze, aber die sind heute voll besetzt.“ Munter guckt der goldene Kasper von seinem Dachreitertürmchen auf dem Puppenspielhaus herab auf die große Schar, die er nun nicht mehr empfangen kann.

Inzwischen scharren sich vielhundert Füße durch den weiten Saal. Es ist wie bei einer richtigen Theaterpremiere. Es fehlt ja auch nichts. Da ist eine richtige große Bühne mit schwerem Vorhang. Da sind Schauspieler. Ja diese Schauspieler! Die meisten im festlichen Saal haben noch nie dergleichen gesehen. Sie wissen wohl von Schauspielern, die leise memorierend vor Schminktischen sitzen und vor Lampenfieber zittern — aber von solchen, die ihre Garderoben in einem Leinenbeutel aufgeschlagen haben und unbewegten Gemüts ins Leben schauen, haben sie noch nichts gewußt.

Vom Glockentürmchen des Festspielhauses schwingt ein Läuten. Ein Rücken der Vorhänge, und schon stehen wir in der Bannwelt des Magisters Doktor Faust, des Menschen, der über seine Grenzen hinausstrebt und frevelnd unter sie gerät. Die hölzerne Puppe ist nicht mehr Holz. Sie ist lebendig, lebendiger als Menschen sein können.

Wir sitzen vor einem der eigenartigsten Handpuppentheater der Welt. In den Fachkreisen der Welt lebt seine eigenartige Spielweise als die Hohnsteiner Art. Dem Laien sagt das nichts, aber der Fachmann erklärt, daß seit undenkbaren Zeiten eine Puppenbühne von einem Spieler bedient wird und deshalb auch immer nur zwei Puppen auf einmal auftreten können. Und da kommen nun die Hohnsteiner und spielten auf, von keinerlei Fachhistorie belastet, munter zu dritt, zu viert, lassen sechs, acht Puppen auf einmal aufmarschieren, daß die Bühne nur so widerhallt vom Lärm des Volkes. Wir Laien werden nun wieder fragen: Warum hat man das denn vorher nicht getan? Und hierauf kann wieder nur der Fachmann antworten: Weil es wirklich ganz unvorstellbar schwer ist, das Ineinandergreifen verschiedener Handpuppenspieler, das Abstimmen auf gleichen Rhythmus der Bewegung, das zwanglose Gegeneinandersprechen.

Zwei bis drei Jahre, so erklärt Max Jocob, der Begründer und Leiter der „Hohnsteiner“, braucht ein Lehrling, um sich nur einigermaßen in den Rhythmus unserer Arbeit einzufügen. Max Jacob schuf jenen Kasper, der sich die Herzen im Sturm erobert hat. Er schwingt nicht nur hier in Hohnstein sein Zepter, er war in Madeira, Spanien und Italien, wie in Paris, wo er schon zweimal weilte und auf der Weltausstellung mit der Goldenen Medaille ausgezeichnet wurde.

Alljährlich zieht er mit seiner bunten Puppenschar und mit den Spielern in die große Welt hinaus, und die Franzosen haben sie auch für den Herbst eingeladen, denn an dem Spiel der Puppen haben sie ihre helle Freude.

Mit dem Handwagen zogen einst die Hohnsteiner aus, ein paar Tücher vor eine Tür gesperrt, das war einmal die Bühne. Acht Puppen der ganze Spielbestand. So ging es von Dorf zu Dorf, belächelt von allen Klugen. In böhmische Dörfer zogen sie, dort wußte man noch etwas von der alten Volkskunst, dort nahm man den Willen für die Tat und jubelte dem Kasper und seinen sieben Puppen zuerst zu. Und Max Jacob, der Balte, bekennt heute: Alle unsere Kraft haben wir aus dem Grenzlanddeutschtum gezogen. Unser Puppenspiel, wie es heute ist, entstand bei den Sudetendeutschen.

Die Puppen sind allenthalben aufmarschiert. Buntkariert, pupurstrahlend, goldüberhaucht oder im tiefen, feierlichen Schwarz des Bösen, bieten sie sich dem Auge da. Sind wir nicht schön? fragen sie. Ja, sie sind es, und soweit es sich um ihre Kleider handelt, verdanken sie ihre Schönheit einzig und allein Tante Lieschen, der Puppenschneiderin Elisabeth Grünwald, die auch eine Baltin ist. Und während die Schere durch den Stoff flitzt und die Nähmaschine surrt, beginnt sie zu erzählen, wieviel es bei zweihundert Puppen zu tun gibt.

Dann zeigt sie mir noch, wie die Knöpfe der Puppen entstehen. In einem kleinen Hause, das aussieht wie ein Schwalbennest auf seiner Bergeshöhe, arbeitet Theo Eggink, der Holzbildhauer, der dritte Getreue aus dem Baltenlande. All die originellen Köpfe sind seine Erfindung, der prächtige, einprägsame Kasperl ebenso wie der lustige Seppl. Im Augenblick steht Eggink in seiner Werkstatt und hobelt Seppls am laufenden Band, das die Späne nur so fliegen. Viele Organisationen wollen Puppenköpfe von ihm haben, so daß er kaum weiß, wie er fertig werden soll. Und wie flink geht ihm die Arbeit von der Hand! Ein paar kühne Bleistiftstriche auf dem Kloben Lindenholz, ein paar energische Schnitte, schon ist der Kopf im Rohbau da. Ein Sägenzug, das ist der Mund und noch ist keine Viertelstunde vergangen, da steht Seppls Kopf vor uns fertig zum Bemalen. Nur kurze Weile, und er wandert hinaus in die Welt. Wandert, wie die Hohnsteiner alle wandern.

Eine Holzpuppe nur und doch Inbegriff großer Freuden.

Der seltsame Kollege

Kriminalskizze von Herbert Steinmann.

Der schlanke Herr im Abendmantel und Zylinder wandte sich pfeifend von dem Auto ab, das ihn an die Ecke dieser vornehmen Straße in einem der besten Quartiere New Yorks gebracht hatte und schritt mit ruhigen Schritten auf eines der Häuser zu, die still und schlafend in dieser Mitternachtsstunde dalagen. Irgendwo in der Ferne verklang schon das Geräusch der entschwindenden Autotaxe.

Drei Schritte vor dem Haus blieb der Ankömmling plötzlich stehen. Sein Gesicht trug einen gespannten Ausdruck, er runzelte die rötlich blonden Augenbrauen. Aber wenn irgendetwas ihn gewarnt haben sollte, dann war es jedenfalls zu spät geschehen.

Aus dem Dunkel eines Schlagschattens sprang eine vierschrötige Gestalt auf ihn zu. Es war ein breitschulteriger Kerl in der saloppen pseudoeleganten Aufmachung der New Yorker Gangster. Eine Pistolenmündung richtete sich auf den Mann im Abendmantel.

„Geld her!“ knurrte der Breitschulterige lakonisch.

Der andere, zur Bildsäule erstarrt, hütete sich wohl, eine unvorsichtige Bewegung zu machen. Von seinen Lippen kam ein spöttisches Lachen.

„Gut gebrüllt, Bursche —“ sagte er mit sanfter Stimme, „aber warum muß gerade ich es sein? Ich war selber gerade auf dem Wege, mir Geld zu verschaffen — auch so ähnlich.“

Der Pistolenlauf senkte sich etwas. Aber das Gesicht des Banditen blieb hart.

„Hm, so einer bist du — na, das macht nichts? Mir ist das gleichgültig. Ich brauche Geld.“

Der Mann im Abendmantel grinste ungeniert.

„Erst was haben, Söhnchen. Du hältst dich und mich auf. Ich will da gerade einen feinen Einbruch machen, und da kommst du mir in die Quere.“

Der Blick des anderen bleibt mißtrauisch.

„Einbrecher“ — in der Aufmachung und ohne Werkzeug — na, na!“

Doch der feine Mann ließ sich nicht aus der Ruhe bringen.

„Nur Idioten machen sich auffällig, mein Lieber, die Schale paßt zur Gegend, und was das übrige betrifft — —“

Tony Rubber, der Gangster, hat später nie sagen können, wie es kam, daß der Fremde plötzlich ein kleines Bündel zierlicher Dietriche in der Hand hatte und sie in der Luft schwenkte.

Dazu war der Vorschlag, der folgte, zu blitzschnell und verblüffend: „Komm mit, du Idiot, wir machen Halbpart — da ist genug, wo ich hin will.“

Damit war der Fremde schon an der Haustür und stieß unbekümmert einen Dietrich in das Schloß. Es dauerte zwar etwas, aber dann war die Tür offen. Ein kurzer Flur, wieder eine Tür. Wieder knackte es im Schloß und man war in einem prachtvollen Arbeitszimmer. Das Licht flammte auf. Tony Rubber sah auf den ersten Blick, daß dicke Vorhänge die Fenster schützten, auf den zweiten, daß sich das Eindringen hier offenbar lohnen würde.

Aber immer noch hielt er die Pistole in der Hand. Immer noch war Mißtrauen in seinem Blick.

Der Fremde schien es nicht zu beachten. Er fingerte schon mit dem Dietrich am Schreibtisch herum.

Rubber musterte inzwischen den Rauchtisch. Da lag ein blinkendes Zigarettenetui. Der Gangster wog es in der Hand.

„Echt Silber!“ sagte er anerkennend, „darf ich?“

Der Kollege nickte.

„Nimms nur“, sagte er großmütig, „wenn ich nur das verdammte Schloß auf habe — Mann, nimm doch mal die Tischlampe da, die Schnur scheint mir lang genug und leuchte mal — sonst stehen wir morgen früh noch hier.“

Rubber holte gehorsam die Lampe, bohrte den Stecker in die Steckdose und kam mit der brennenden Lampe zum Schreibtisch. Notgedrungen mußte er dabei sein Schießeisen in die Tasche stecken. Während sein eleganter Gefährte immer noch mit dem Dietrich an dem Schreibtisch herumpeterte, musterte Rubber gelangweilt die Briefschaften, die auf der Tischplatte liegen.

Er wurde plötzlich blaß.

„Mensch, bist du verrückt?“ hauchte er, „du hast ja bei einem Polizisten eingebrochen — da sieh — Inspektor O'Hara — steht auf den Briefen da — jetzt aber nichts wie raus — O'Hara soll ein ganz gewiegter Bursche sein!“

„Quatsch“, murmelte der im Mantel, „O'Hara ist auch nicht schlimmer als ich — verdammtes Schloß.“

Knack, da sprang es auf.

„Mach schnell“, raunte Rubber, „wenn bloß O'Hara nicht nachhause kommt —“

Der schlanke Rotblonde mit der scharfen Nase, reckte sich und griff in die Schublade. Als er die Hand wieder herauszog war ein Pistole darin. Er drückte sie dem andern gegen den Bauch.

„O'Hara steht vor Dir!“ sagte er scharf. „Hände hoch! Bursche!“

Entgeistert hob der Gangster die Hände. Mit geschicktem Griff riß ihm O'Hara die Pistole aus der Tasche. Dann griff er mit der freien Hand nach dem Telefonhörer.

Eine halbe Stunde später war der riesenhafte Sergeant Kelly, der beste Mitarbeiter O'Haras, zur Stelle.

„Deubel nochmal, Kelly“ lachte ihn der Detektiv-Captain an. „Das ist mir denn doch noch nicht passiert. Waffenlos und ahnungslos komme ich aus dem Theater, es war beinahe nur ein Versehen, daß ich das Bündel Dietriche mithatte — und da muß es mir ausgerechnet geschehen, daß mich dieser Anfänger ausrauben will. Da mußte ich den Einbrecher spielen und bei mir selber einbrechen, um den Burschen in Sicherheit zu wiegen — und zu meinem Schießeisen zu kommen. Puh, man arbeitet doch schlecht mit den Dietrichen, wenn man die Schlüssel gewohnt ist. Besonders die verdammte Schreibtischschublade hat mich in Schweiß gebracht. Und die Schlüssel durfte ich nicht benutzen, das hätte den Burschen doch mißtrauisch gemacht . . .“

Tony Rubber sagte nur zwei Worte, als der riesige Sergeant Kelly ihn endlich abführte.

„Ich Rindvieh!“

Kelly sah ihn lächelnd an.

„Ich wage nicht zu widersprechen“, sagte er höflich.

Der gelbe Kasten

Eine Erzählung von Harro-Heinz Jakobsen

Ueberall, wo der leichte Wagen, auf dessen Bock Villjo, der Kutscher, saß — überall, wo er vorüberfuhr, blieben die Menschen auf den Feldern stehen, und die Rinderhirten hockten steil im Sattel und grüßten, indem sie die Hand an die Hüte legten. Und es kam dann auch vor, daß sie ganz nahe an den Wagen ritten und ehrfürchtig in ihn hineinblickten.

„So ja, da bist du!“ sagten sie zu Villjo und starrten diesen kleinen gelben Kasten an, der hinter dem Kutscher auf den Wagenbrettern lag. „So“ sagten sie dann noch einmal, „Don Fernandez will mit diesem Dings sterben?“ Und danach schwiegen sie und waren in tiefes Nachdenken versunken über den Gegenstand, der um eine halbe Welt gereist war, um Don Fernandez das Sterben leicht zu machen. Zahlreiche fremde Stempel und Buchstaben waren auf dem kleinen Kasten angebracht, zum Zeichen, daß er im Eisenbahnzuge Länder durchreist, auf großen Schiffen Meere durchschwommen und im Flugzeug — Villjos Finger wies belehrend auf ein Vogelbild — über Wolkenberge gestiegen war.

„Er ist schwer, als wäre Gold in ihm“, schwoll Villjos Stimme wichtig an. „Ich möchte nicht glauben, daß einer von euch ihn allein heben kann, Caballeros. Denn wir mußten ihn mit zwei Mann aus dem Waggon tragen, und auch dann zitterten uns die Knie.“

„Ja“, nickte Villjo danach schwer, „Don Fernandez wird schon gewußt haben, weswegen er nach diesem Kasten gerufen hat, als er merkte, daß er nicht mehr lange zu leben habe. Ihr könnt euch denken, wieviel Wert diese Kiste haben muß, Senores, denn seit vierzehn Tagen tut Don Fernandez nichts weiter, als nach diesem Kasten zu fragen, obwohl er so schwach ist, daß er nicht mehr allein essen kann.“

Danach knallte Villjo großartig mit seiner Peitsche und fuhr davon. Viele Male aber hielt er noch an und machte ebensoviele Worte über den Kasten, den er durch die Prärie zum Sterbebett des Don Fernandez fuhr, so daß es zuletzt hieß, Don Fernandez wolle in einem goldenen Sarge zur Ruhe kommen, wozu ihm der Inhalt des Kastens verhelfen sollte.

Erst im Dämmern des Abends näherte sich Villjo mit seinem Wagen den dunklen Gebäuden des Fundo, und seine Stimme war schon ganz heiser, als er den Knechten befahl, mit anzufassen, sich zu sputen und den Kasten vorsichtig in Don Fernandez Stube zu schaffen.

Don Fernandez lag mit offenen Augen im Bett, und ein leises Lächeln lief über seine Züge, als der gelbe Kasten vor seinem Bette stand.

„Ich danke dir, Villjo!“ sagte er mit schwacher Stimme und versuchte, sich aufzurichten.

Villjo war so benommen, daß er kein Wort sagen konnte. Er preßte seinen Hut, den er in den Händen hielt, krampfhaft zusammen und schluckte ein paarmal trocken herunter.

„Bring die Knechte hinaus, Villjo!“ deutete Don Fernandez zur Tür. „Und öffne dann den Kasten!“

Der Kutscher bekam sich halbwegs in Gewalt und drängte die Burschen hinaus. Dann war Villjo mit dem sterbenden Don Fernandez und dem Wunderkasten allein.

Seine Finger zitterten, als er vorsichtig die dicken Verschnüre löste, langsam schnitt er Strick für Strick mit dem Messer durch. Ja, dachte er erregt, jetzt werden sie in der Prärie und in den Wohnhütten an mich denken. Vielleicht beneiden sie mich, das tun sie wohl alle.

Don Fernandez betrachtete mit unruhig flackernden Augen Villjos aufgeregte Hantierungen und stöhnte: „Mach schneller! Hörst du, — schneller!“

„Ja, ja“, seufzte Villjo gleichfalls und verwirrte immer mehr die Enden der Schnüre.

„Reiß ab!“ redete Don Fernandez mit kurzem Atem.

„Ja, ja, reiß ab!“ hechelte Villjo und krallte die Finger um das eine Brett. Don Fernandez kann nicht früh genug zu seinem Golde kommen, dachte er wie betäubt und stemmte sich mit den Füßen gegen den Kasten. Es gab einen leichten Ruck, aber das Brett hatte sich noch nicht weit genug gelöst.

„Noch einmal so“, sagte Villjo und biß die Zähne aufeinander. Er flog fast mit dem Brett gegen die Tür. Mit taumelnden Füßen näherte er sich wieder dem offenen Kasten, in den Don Fernandez mit weitvorgebeugtem Oberkörper still lächelnd hineinsah.

Villjo prallte jäh zurück. Seine Kiefern klappten entsetzt zusammen, und seine Augen drohten aus den Höhlen zu treten.

„Aber . . .“, stotterte er hilflos und fuhr sich wild durch seine struppigen Haare. „Das ist ja Dreck, nichts als Dreck . . .“

„Erde, Villjo, deutsche Erde“, sagte Don Fernandez, und seine Hände griffen wohlig hinein. „Damit sollt ihr mich bedecken, Villjo, wenn ich nicht mehr bin . . .“

Mit entrücktem Leuchten in den Augen legte er sich in die Kissen zurück.

„Seht doch nur, Senor“, war Villjos Stimme nahe dabei umzuschlagen, „man hat Euch bestohlen! Man hat Euer Gold . . .“, er beugte sich tief über Don Fernandez' friedfertiges Gesicht . . .

„Geh hinaus, Villjo!“ sagte der Sterbende. „Und ich danke dir nochmals!“

Villjo lief von Entsetzen gepackt hinaus und rannte mit verstörtem Antlitz über den Hof. Er lachte böse und schrie krächzend: „Sie haben unser Gold gestohlen . . . Haha! . . . und Dreck hineingetan! Und Don Fernandez merkt es nicht . . . Mein Kopf, mein Kopf!“

Er wäre mit seinem Schädel gegen die Hauswand geschlagen, wenn nicht die Knechte ihn vorher überwältigt und mit Stricken gebunden hätten. Nur Don Fernandez, den seine Mutter „Ferdinand“ gerufen hatte, lag mit stillem Gesicht auf seinem Lager neben dem gelben Kasten, der nichts weiter als Erde enthielt.

Er ist auch still und friedlich gestorben.